GERMANICA WRATISLAVIENSIA 144
Acta Universitatis Wratislaviensis No 3918
Wrocław 2019

Rafał Biskup
ORCID: 0000-0003-3136-3050
Universität Wrocław, Wrocław

DOI: 10.19195/0435-5865.144.6

Über ein Dichterleben und über das Scheitern – Heinz Pionteks (autobiographischer?) Roman *Dichterleben*

Abstracts

Der Aufsatz schildert an ausgewählten Beispielen die Rolle der Dichtung im Leben und Schaffen von Heinz Piontek, einem der bedeutendsten deutschen Dichter der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der Beitrag gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teil wird die subjektive Einstellung Pionteks zum Schaffensakt wie auch zur Dichtung selbst beleuchtet. Im Zentrum des zweiten Teils des Beitrags steht Pionteks Roman *Dichterleben*, in dem der Autor das Schicksal des Schriftstellers Achim Reichsfelder schildert. Der Hauptprotagonist, obwohl eine fiktive Gestalt, zeigt zahlreiche Parallelen zu Piontek selbst. Die Problematik des künstlerischen Ausdrucks beschäftigte Piontek sein Leben lang und ist auch – auf unterschiedliche Weise – in seinen literarischen und malerischen Werken sichtbar.

Schlüsselwörter: Heinz Piontek, Kunst, Dichtung

About a poet's life and failure: *Dichterleben*, a potentially autobiographical novel by Heinz Piontek

Using selected examples, the article shows the role of poetry in the life and work of Heinz Piontek, one of the most valued German poets of the second half of the 20th century. The article is divided into two parts. The first part presents the subjective attitude of Piontek to the creative process and to poetry itself. The second part of the article focuses on the novel by Piontek entitled *Dichterleben*, in which the author tells the story of a writer called Achim Reichsfelder. Although a fictional character, the protagonist demonstrates a number of traits of Piontek himself. The theme of artistic expression accompanied Piontek throughout his life and is visible in various ways in his paintings and literary work.

Keywords: Heinz Piontek, art, poetry

© for this edition by CNS

Rafał Biskup, Uniwersytet Wrocławski, Instytut Filologii Germańskiej, Pl. Biskupa Nankiera 15b, 50-140 Wrocław, Polen, E-Mail: rafal.biskup@uwr.edu.pl
Received: 30.09.2018, accepted: 30.05.2019

Das Jahr 1976 darf zweifelsfrei als dasjenige Jahr angesehen werden, in dem Heinz Piontek den Gipfel seiner literarischen Tätigkeit erreichte. In diesem Jahr wurde ihm nämlich der Georg-Büchner-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung verliehen, der renommierteste Literaturpreis innerhalb des deutschsprachigen Raumes. Dieser Preis war zwar der bedeutendste, aber nicht der einzige, den Piontek im Laufe seines Lebens verliehen bekam. Würde man heutzutage nach den am häufigsten preisgekrönten Literaten der Bundesrepublik fragen, so würden vermutlich Namen wie Günter Grass, Heinrich Böll oder Siegfried Lenz fallen. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wäre niemand von den Befragten auf Heinz Piontek gekommen, der viele Jahre lang tatsächlich die Liste der Literaten mit den meisten Literaturpreisen anführte: „In puncto Literaturpreisen – errechnete die SPIEGEL-Statistik – habe ich mit 13 Preisen lange Zeit mit Wolfg. Koeppen sozusagen Kopf an Kopf gelegen. Mit dem 14. Preis[1] von Ihnen bin ich somit in der Bundesrepublik unter den lit. Preisträgern gewissermaßen der Spitzenreiter – mit ziemlichem Vorsprung vor Böll, Grass u.a.“[2]

Im für Heinz Piontek höchst erfolgreichen Jahr 1976 erschien ebenfalls – im angesehenen Hamburger Verlag Hoffmann und Campe – sein Roman *Dichterleben*, dem spätestens seit der Verleihung des Büchner-Preises eine noch größere Aufmerksamkeit seitens der Leserschaft und der Kritik zuteil wurde. Martin Hollender, Autor der Heinz Piontek-Bibliographie, listet in seiner Arbeit 82 Rezensionen[3] dieses Romans auf – im Vergleich dazu kamen sowohl der spätere autobiographische Roman *Zeit meines Lebens* (1984), als auch Pionteks letzter Roman *Goethe unterwegs in Schlesien* (1993) auf jeweils *nur* 26 Rezensionen.[4]

Der folgende Beitrag, der sowohl das Wesen der Dichtung wie auch das Fallbeispiel des Dichters im besagten Roman lediglich streift, jedoch keineswegs ausschöpft, gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teil wird auf das Verhältnis Heinz Pionteks zur Dichtkunst eingegangen, dabei werden vor allem seine Essays und Brieffragmente berücksichtigt. Im zweiten Teil des Beitrags wird die Stellung der Dichtung und des Dichters in Pionteks Roman *Dichterleben* beleuchtet.

[1] Gemeint ist der Oberschlesische Kulturpreis des Landes Nordrhein-Westfalen, der Piontek im Jahr 1983 verliehen wurde.

[2] Heinz Piontek an Waldemar Zylla, 1. September 1983. Bayerische Staatsbibliothek, München. Handschriftenabteilung.

[3] Vgl. Hollender, Martin (2000): *Bibliographie Heinz Piontek.* Bielefeld. S. 87–94.

[4] Vgl. ebd., S. 111–113, 121–123.

© for this edition by CNS

I

Als Heinz Piontek im Jahr 1987 im Münchener Piper-Verlag einen Band unter dem Titel *Jeder Satz ein Menschengesicht* herausgab, lauteten die ersten Worte des Vorwortes folgend: „Zählt der Beruf des bücherschreibenden Autors noch wie einst zu jenen, die in unserer Umgangssprache heute Traumberufe heißen? Für eine Antwort auf diese Frage gibt es keine demoskopischen Unterlagen."[5] Bis heute fehlen „demoskopische Unterlagen", um diese Frage eindeutig zu bejahen beziehungsweise zu verneinen, und auch im Falle Pionteks war es Zeit seines Lebens ein ständiges Auf und Ab. Seine letzte Schaffensperiode aber war eine Zeit, die das Prädikat ‚traumhaft' nur wenig verdient hätte. Pionteks letzter Roman, *Goethe unterwegs in Schlesien*,[6] erschienen 1993 im Würzburger Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn, sollte der letzte Versuch sein, sich als Schriftsteller einem breiten Publikum zu stellen. Der Versuch scheiterte. Zwar äußerte sich Piontek noch wenige Monate nach der Prämiere überaus zuversichtlich über die Resonanz seines Goethe-Romans:

> Eine Neuerscheinung wie mein „Goethe unterwegs" wird ja bei uns nicht alle Jahre angeboten. Obwohl mein Verlag für das Buch nur eine geringe Werbung finanziell verkraften kann, ist seit längerem wieder einmal eingetreten, daß die allerbeste Werbung noch immer diejenige von Mund zu Mund ist (selbst ein Essay von Friedrich Schlegel kommt hier bei weitem nicht mit). So konnte nun mein Verlag schon im November eine 2. Auflage ausliefern. Also, **volle Zufriedenheit auf Seiten des Autors P**.[7]

Das Buch aber, Pionteks prosaischer Schwanengesang, erzielte nicht den Erfolg, den sich der Autor davon erhoffte. Vorwürfe gegen die Medien, gegen die Verlage, selbst gegen Germanisten und Goethe-Kenner waren die Folge.

Heinz Piontek gehörte in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts zu den bedeutendsten deutschen Autoren, wobei insbesondere sein lyrisches Schaffen hervorgehoben werden sollte. Es war seine malerische Sprache und seine Naturschilderungen, die ihm zum dichterischen Ruhm verhalfen. Karl Krolow lieferte einst eine treffende Beschreibung der Sprache von Piontek, dabei unterstrich er vor allem eine bedeutende Komponente:

> Pionteks Sachlichkeit heißt Durchdringung eines Augenblicks, eines Tages, einer Stunde mittels gesteigerter poetischer Wirklichkeit. Die Sprache seziert nicht, sie skelettiert nirgends. Vielmehr blüht sie hinter einer »graphischen« Konturenklarheit auf. Man merkt es ihr an, daß sie von einem Lyriker stammt, der sich der Disziplin einer ihm unbedingt gehorchenden Prosa bedient.[8]

---

[5] Piontek, Heinz (Hrsg.) (1987): *Jeder Satz ein Menschengesicht. Schriftsteller über ihren Beruf*. München. S. 9.

[6] Vgl. Piontek, Heinz (1993): *Goethe unterwegs in Schlesien. Fast ein Roman*. Würzburg.

[7] Heinz Piontek an Godehard Schramm, 11. März 1994. Bayerische Staatsbibliothek, München. Handschriftenabteilung. Hervorhebung: R.B.

[8] Krolow, Karl (1966): *Pionteks Prosa*. In: o.A.: *Heinz Piontek. Hinweise. Erläuterungen. Proben. Daten*. Hamburg. S. 31–32.

© for this edition by CNS

Obwohl das Zitat von Krolow aus den sechziger Jahren stammt und sich mehr auf die Kurzprosa Pionteks bezog als auf seine Romane, bleiben die Worte Krolows aktuell: Pionteks Prosa ist lyrisch, das Rhetorisch-künstlerische nimmt in Pionteks Schilderungen eine zentrale Position ein.

Auch lässt sich Pionteks Verhältnis zum literarischen Metier nur schwer eindeutig einstufen, da es innerhalb der Jahrzehnte wechselte. Nach den bedeutenden Erfolgen der ersten zwei Jahrzehnte seiner literarischen Tätigkeit, die in der bereits erwähnten Verleihung des Büchner-Preises mündeten, kam eine Zeit, als der Stern des Ruhmes zu verlöschen begann.[9] Die Folge war aber die, dass Piontek für den ausbleibenden Erfolg entweder die Kritiker oder die Medien oder aber auch die (mehr und mehr ausbleibende) Leserschaft verantwortlich machte. Er hinterfragte aber niemals – sich selbst.

Eine bedeutende Aussage, die Pionteks Entscheidung sich der Literatur zu verpflichten widerspiegelt, findet sich im Vorwort des bereits erwähnten Bandes *Jeder Satz ein Menschengesicht*. Der Autor schildert darin zunächst die Umstände, unter denen er die Entscheidung traf, sich der freien Schriftstellerei zu widmen:

> Als ich 1945, neunzehn Jahre alt, aus dem Krieg zurückkehrte und mir Gedanken über meine berufliche Zukunft machen mußte, überlegte ich nicht lange. Ich spürte nur einen ernsthaften Wunsch in mir, ein einziges Verlangen: Aus dem Schreiben für mich, das mich schon als Schüler bezaubert, nicht losgelassen hatte, ein Schreiben für Leser zu entwickeln, also die Arbeit mit der Feder zu meiner Profession zu machen.[10]

Es sind keine einfachen Umstände, unter denen Piontek beschließt, zukünftig als freier Autor seinen Lebensunterhalt zu verdienen: die Vertreibung aus Kreuzburg in Oberschlesien, der Neubeginn in Süddeutschland wie auch die wirtschaftliche Misere der ersten Nachkriegsjahre waren alles andere als vorteilhaft für einen aufstrebenden Dichter, nichtsdestotrotz sind es im obigen Zitat die Wörter („ernsthafter") „Wunsch" und „Verlangen", die die stärkste Ausstrahlungskraft besitzen. Piontek ergötzt sich aber auch in der unmittelbaren Nachkriegszeit an der neugewonnenen Freiheit[11] all das zu lesen und auch später zu rezensieren, was er möchte und nicht was ihm vorgelegt wird:

---

[9] „Piontek hat zu den früh Berühmten und früh dann auch wieder wennschon nicht Vergessenen, so doch von der Bühne runter geschobenen gehört." Günther, Joachim (1976): *Rezension des Buches Dichterleben*. In: Neue Deutsche Hefte, Jg. 23, H. 3, S. 595.

[10] Piontek, Heinz (Hrsg.) (1987): *Jeder Satz ein Menschengesicht. Schriftsteller über ihren Beruf*. München. S. 9.

[11] Vgl. hierzu auch: Klessinger, Hanna (2011): *Bekenntnis zur Lyrik. Hans Egon Holthusen, Karl Krolow, Heinz Piontek und die Literaturpolitik der Zeitschrift „Merkur" in den Jahren 1947 bis 1956*. Göttingen. In der Buchpräsentation auf der Seite des Wallstein-Verlages heißt es: „Außerdem zeigt Klessinger ihre Wirkung auf eine junge Autorengeneration exemplarisch an den Werken Heinz Pionteks (1925–2003). So wird anschaulich, wie diese Dichter den lyrischen Zeitgeschmack nachhaltig prägten und als kulturpolitische Vermittler einer internationalen Klassischen Moderne wirkten. Als Vertreter der nichtnationalsozialistischen Literatur der jungen Generation im Dritten Reich waren sie bereits seit den

© for this edition by CNS

> Es waren nicht Luise Rinser und Piontek allein, es waren auch der junge Böll und der junge Siegfried Lenz, die der Nationalsozialismus um ihre ersten Lesejahre gebracht hatte und die nun bildungshungrig Lektürelücken stopften und Vorenthaltenes nachzuholen versuchten. Die Schwülstigkeit der Blut-und-Boden-Schriften war passé, en vogue waren die Franzosen, die Amerikaner und unter ihnen vor allem Ernest Hemingway. Ein Blick auf die von Heinz Piontek besprochenen Bücher offenbart die tastenden Bewegungen des noch unerfahrenen Lesers und Schreibers, den Wunsch, aus dem Kosmos der nationalen und internationalen belletristischen Neuerscheinungen soviel wie möglich in sich aufzunehmen und die gewonnenen Eindrücke sogleich öffentlich anderen Literaturfreunden kundzutun.[12]

Die persönliche Entwicklung der Nachkriegsjahre schildert Piontek folgend:

> Drei Jahre später war es so weit. Ich setzte alles auf eine Karte. Auf die des sogenannten freien Schriftstellers. Zugegeben, ein leichtsinniger Entschluss. Für mich jedenfalls gab es keine Wahl: ich konnte nicht anders und konnte nichts anderes, ich war davon durchdrungen, an diese Stelle zu gehören und um keinen Preis von ihr zu weichen.
> Jugendlicher Enthusiasmus, gewiss. Jetzt, nach bald vierzig Berufsjahren, staune ich jedoch über seine Vehemenz. In dieser Verfassung konnten sich bei mir Besorgnisse offenbar nicht durchsetzen. Ich sah einfach darüber hinweg, dass ich nunmehr einem Beruf nachging, der wie kaum ein zweiter gleichsam in der Luft hängt, mit außerordentlich vielen Gefahren und Risiken verbunden ist und nicht selten mit totalem Scheitern endet.[13]

Die Entscheidung für die freie Schriftstellerei schildert Piontek als eine Art Berufung, als eine treibende Kraft, die stärker ist als das Subjekt selbst („ich konnte nicht anders“) und die diese Wahl durch das Fehlen jeglicher Alternativen erleichtert („konnte nichts anderes“). Es ist auch kein Zufall, dass Piontek im zweiten Teil des obigen Zitats das Scheitern anspricht – er persönlich wird sich bis zu seinem Lebensende nicht als gescheitert betrachten. Mit dem „Staunen“ über die „Vehemenz“ seiner Lebensentscheidungen aber sagt Piontek vielleicht viel mehr aus als er zu sagen beabsichtigte. Er schreibt diese Worte aus der Perspektive eines über sechzigjährigen, der seinen künstlerischen Zenit bereits überschritten hat, diese Tatsache jedoch nicht so einfach akzeptieren kann. Ab der Veröffentlichung von *Jeder Satz…* (1987) wird es nicht mehr lange dauern, bis Piontek die Arbeiten an seinem Goethe-Roman beginnt[14] – es wird der letzte Versuch sein, sich der Leserschaft und der Kritik zu stellen. Und dieser Versuch wird – wie bereits erwähnt – scheitern.

30er Jahren Autoren wie Rilke, Benn, Valéry und Eliot verpflichtet.“ http://www.wallstein-verlag.de/9783835308749-hanna-klessinger-bekenntnis-zur-lyrik.html (Zugriff am 16.01.2018).

[12] Hollender, Martin (2000): *Bibliographie Heinz Piontek*. Bielefeld. S. 12.

[13] Piontek, Heinz (Hrsg.) (1987): *Jeder Satz ein Menschengesicht. Schriftsteller über ihren Beruf*. München. S. 9.

[14] Die ersten Belege für die Arbeiten am Goethe-Roman sind auf das Jahr 1990 zu datieren.

© for this edition by CNS

II

Das Scheitern einer Dichterexistenz steht auch im Zentrum des Romans *Dichterleben*,[15] in dem Piontek die Geschichte des Autors und Übersetzers aus dem Englischen[16] Achim Reichsfelder skizziert. Es ist ein Roman, der zwischen „Krisen, Sackgassen, Schweigen"[17] und dem „Glanz und Elend eines Dichters"[18] pendelt. Eberhard Horst fasste das Buch folgend zusammen:

> Das ist die Lebensgeschichte eines Dichters, eines freien Schriftstellers, der aus der Kleinstadt Dissingen nach München kam, der nach ersten Erfolgen mit vierzig das Schreiben aufgibt, früh gealtert, „zugerichtet von einem gottverdammten Gewerbe". Heinz Piontek siedelt seinen zweiten Roman im vertrauten, zeitnahen Milieu an […] Doch stärker rückt die persönliche Geschichte Reichsfelders in den Vordergrund: sein schwindender Erfolg, weil er „zu viel Wert auf Schöngeschriebenes lege"; seine Weigerung, „störrisch, konsequent, weiterzumachen wie bisher"; sein Versagen in der Ehe, gegenüber den Kindern; zunehmende körperliche Gebrechen; sein frühes, von Ängsten und Depressionen geplagtes Altern. Piontek gelang eine ungemein treffende, nuancenreiche *inside-story*, die Geschichte eines unabwendbaren Prozesses, der etwas von einer Passion vermittelt, die zum Tode führt. Im Scheitern dieses einen Poeten spiegelt Piontek das Ausgesetztsein, die tödliche Bedrohung der Poesie schlechthin. „Von der Poesie ist (für Reichsfelder) nichts Entscheidendes mehr zu erwarten. Es ist noch die Frage, ob sie überleben wird."[19]

Gleich zu Anfang des Romans wird der fünfzigjährige Achim Reichsfelder durch das Prisma einer Krankheit geschildert. Zwar handelt es sich *nur* um eine Grippeerkrankung, der körperliche Gesundheitszustand des Hauptprotagonisten darf aber als Sinnbild seines seelischen Zustandes gedeutet werden. Bereits auf der dritten Seite des Romans liest man über Reichsfelder folgendes: „Anderntags wachte er auf, fast bewegungsunfähig. Schmerzen wanderten durch seinen Körper. Er glühte. Sein Bewußtsein war unbegrenzt, schattenhaft. Lange blieb er so liegen."[20] Und eine Seite weiter: „Tage verbrachte er halb bewußtlos, die hohen Temperaturen brannten ihn aus, seine Lippen wurden borkig, er hielt die Augen geschlossen […] Die Hände zwischen den Knien gefaltet, saß er manchmal ein oder zwei Stunden am Ofen. Nichts warnte ihn. Von unten herauf und von oben he-

[15] „»Dichterleben« ist aber auch noch der Scherz- und Neckname, auf den der Schriftsteller Achim Reichsfelder, die Zentralfigur, von seiner Frau getauft worden ist." Jost, Dominik (1976): *Problematische Naturen*. In: Schweizer Monatshefte, Jg. 56, H. 7, Literaturbeilage, S. 649.

[16] Reichsfelders Übersetzertätigkeit aus dem Englischen ist eine deutliche Parallele zwischen der Romanfigur und Piontek selbst, der sich über Jahrzehnte hindurch den Poesie-Übersetzungen von John Keats widmete.

[17] Becker, Jürgen (1976): *Krisen, Sackgassen, Schweigen: ein Dichterleben*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 205, Nr. 14, Literaturbeilage, S. 7.

[18] Horst, Eberhard (1976): *Glanz und Elend eines Dichters. Heinz Pionteks zweiter Roman: Dichterleben*. In: Bücherkommentare (Freiburg) 4/76, S. 5.

[19] Ebd.

[20] Piontek, Heinz (1976): *Dichterleben*. Hamburg. S. 13.

© for this edition by CNS

runter kam die Öde."[21] Die darauffolgenden Sätze lassen erahnen, dass diese Beschreibung nicht den körperlichen Zustand des Haupthelden darstellt, sondern den seelischen: „Kein Verlaß darauf, daß er noch einmal gesund werden würde. Eine Stelle mitten in ihm, oder das, was er für den Kern hielt, schien gesprungen. Fünfzig Jahre plötzlich eine abgelaufene Zeit. Weg der blinde Glaube, es müsse wieder so werden, wie es immer gewesen war."[22] Das Alter von Reichsfelder[23] – Reichsfelder ist fünfzig Jahre alt, Piontek wurde im Erscheinungsjahr von *Dichterleben* einundfünfzig Jahre alt – wird im Roman mehrmals unterstrichen. Reichsfelder hat den Zenit seines Lebens bereits überschritten, er kann, er *darf* – so glaubt er jedenfalls – sich nichts mehr vom Leben erhoffen. Es ist die Ankündigung des sich nähernden Alters beziehungsweise des Alter*n*s, die den Hauptprotagonisten in einen depressiven Gemütszustand versetzt. Das Bewusstsein eines unerfüllten Lebens, des Scheiterns par excellence.

Eine vollkommen neue Lebensphase im Leben des Dichters Reichsfelder beginnt mit dem Auftauchen des Studenten Janko Machwitz. Der Student wird zu derjenigen Person, die den Glauben an Reichsfelder – und somit auch an die Poesie selbst – aufs Neue zu entfachen versucht:

> Aber jetzt ist plötzlich ein Student bei ihm aufgetaucht, der seine literarischen Arbeiten wiederentdeckt hat. Reichsfelder versteht Janko Machwitz nicht recht, aber er vertraut ihm unwillkürlich – Janko ist von der Protestbewegung geprägt, nicht so sehr in seinen politischen Überzeugungen, die spielen kaum eine Rolle, sondern vor allem in seiner Sensibilität. Und diese Sensibilität spricht an auf Reichsfelders literarische Arbeiten. Janko drängt den Widerstrebenden, es erneut mit dem Schreiben zu versuchen. Reichsfelder ist unentschieden, lebt in einem Zustand träumerischer Unentschiedenheit.[24]

Für Reichsfelder ist Machwitz eine merkwürdige Gestalt. Er kann nicht so recht glauben, dass der Student einzig und allein durch seine Arbeiten auf ihn aufmerksam geworden ist. Aber genau das ist der Fall. Das ‚Wort' ermöglicht das Zusammenkommen von zwei Menschen, auch wenn der Dichter selbst nicht mehr an das ‚Wort' glaubt:

> Eines Abends, als er mit Janko zum See ging, um das Dunkelwerden vom Ufer aus zu beobachten, sagte er:

[21] Ebd., S. 14.

[22] Ebd.

[23] Bezüglich des Alters von Reichsfelder werden deutliche Parallelen zum Gedicht *Der Mann von fünfzig Jahren* von Hermann Hesse sichtbar. Das Gedicht hat zwar – im Gegensatz zu Pionteks Roman – einen humoristischen Unterton, betont wird dort jedoch der Schwellencharakter des fünfzigsten Lebensjahres: „Von der Wiege bis zur Bahre / sind es fünfzig Jahre, / dann beginnt der Tod. / Man vertrottelt man versauert, / man verwahrlost, man verbauert / und zum Teufel gehn die Haare. / Auch die Zähne gehen flöten, / und statt daß wir mit Entzücken / junge Mädchen an uns drücken, / lesen wir ein Buch von Goethen."

[24] Rutschky, Michael (1977): *Melancholische Rückkehr zum Schreiben? Über die neuen Romane von Heinz Piontek und Nicolas Born.* In: Neue Rundschau, Jg. 88, Nr. 1, S. 133.

© for this edition by CNS

„Daß Sie ausgerechnet auf mich verfallen sind, kann doch nicht bloß an den Gedichten liegen, über die Sie sich so bestimmt geäußert haben.“
„Doch, daran liegt's.“
„Ich verstehe nicht.“
„Ganz einfach“, sagte Janko, „ich möchte dahinterkommen, warum Sie aufgehört haben, Gedichte zu schreiben. Jemand wie Sie legt doch nicht seelenruhig den Federhalter beiseite, basta. Wahrscheinlich haben Sie eine Erklärung zur Hand. Aber ist es nicht möglich, daß Sie sich täuschen? Darum kommt es mir auf einen eigenen Befund an.“[25]

Wie ein Psychoanalytiker versucht Machwitz die Ursachen der dichterischen Blockade bei Reichsfelder zu deuten. Auf die Feststellung Reichsfelders, dass „es nicht nur eine Erklärung“ für sein Aufhören gebe, antwortet Machwitz: „»Vielleicht […] gibt es überhaupt keine.«“[26] Auch das Verhältnis des Dichters zum Geschriebenen kommt während dieses Gespräches kurz zur Sprache: „»Ein absurder Ernst kommt hinzu«, sagte Reichsfelder. »Dadurch nämlich, daß jemand die Sache nicht als seine Freizeitbeschäftigung ausgibt, sondern sich damit legitimiert.«“[27] Reichsfelder erklärt mit dieser Aussage, welchen Stellenwert für ihn die Poesie hat: für ihn ist sie Lebenssinn schlechthin, durch sie profiliert er sich selbst, sein Wesen. Die Versuche von Machwitz zielen also auch darauf, dem Dichter einen neuen Lebenssinn vor die Augen zu führen.

Es ist dieses untrennbare Wechselverhältnis zwischen der Dichtung und dem Dichter selbst, das auch Maurice Blanchot in seiner Studie *Der literarische Raum* anspricht:

Die Dichtung ist dem Dichter nicht wie eine Wahrheit und eine Gewissheit gegeben, denen er sich nähern könnte; er weiß nicht, ob er Dichter ist, doch er weiß auch nicht, was Dichtung ist, nicht einmal, ob sie ist; **sie hängt von ihm ab, von seinem Suchen, Abhängigkeit, die ihn jedoch nicht zum Herrn dessen macht, was er sucht, sondern ihn seiner selbst unsicher und gleichsam inexistent werden lässt.** Jedes Werk, jeder Moment des Werkes stellt wieder alles in Frage und jener, der sich nur an ihm festhalten darf, hält sich folglich an nichts fest. Was auch immer er tut, es zieht ihn zurück von dem, was er tut und von dem, was er kann.[28]

Im Folgenden werden diejenigen Fragmente des Romans skizziert, die die Entstehungsmechanismen dichterischer Werke schildern. Diese Fragmente ermöglichen einen Einblick in die Psyche des Autors und schildern diejenigen Vorgänge, die sich in seinem Inneren abspielen.

Ähnlich wie für Piontek selbst ist auch für Achim Reichsfelder die Poesie kein Beruf, sondern eine Beruf*ung*. Jeder Augenblick wird durch sie bedingt, die Gedanken kreisen ununterbrochen um Fragen der Dichtkunst:

Im Spiegel erschien die eine Gesichtshälfte, auf der er zuletzt gelegen und geträumt hatte; mittelbraune Haare standen pennerhaft um seinen Kopf. […]

[25] Piontek, Heinz (1976): *Dichterleben*. Hamburg. S. 120–121.
[26] Ebd., S. 121.
[27] Ebd.
[28] Blanchot, Maurice (2012): *Der literarische Raum*. Berlin. S. 85; Hervorhebung: R.B.

© for this edition by CNS

> Dann kratzte er sich auf alte Art den Schaum vom Kinn. Das Wort *Morgenreise* schwebte ihm auf der Zunge, und er wußte sicher, Mörike hatte einen unvergleichlichen Reim darauf gefunden, aber ihm fiel er nicht ein. Nebenan in seiner Stube kam ihm gleich der Duodezband in die Hände, er zog die bloßen Füße zu sich hoch auf den Lehnstuhl und las sich fest. Edi, alter Schwabe und Dichter von Gottes Gnaden. Der holte seine Worte nicht von weit her, doch immer waren welche darunter, wie frisch von einem Stern abgeschlagen – rund um sie fing alles an, kräftig aufzuschimmern. Die Ewigkeit, verliebt in Machwerke der Zeit. Reichsfelders Rippen dehnten sich, bis er acht- oder zehnmal hintereinander niesen musste.[29]

Bei Reichsfelder ist der Schaffensprozess in erster Linie mit Routine verbunden, und diese Routine ist es, die sowohl den Schaffensprozess selbst, aber auch (oder vor allem?) den Alltag ordnet und es dem Dichter erlaubt, einen Bogen zwischen künstlerischer Freiheit und bürgerlicher Existenz zu spannen. Diese Routine wird von Piontek folgend beschrieben:

> **Täglich nach der Wetterdurchsage um halb acht** ging er in das nach Süden liegende Zimmer an seinen Arbeitsplatz. Der ehemalige Wirtshaustisch war so oft gescheuert worden, daß aus seiner schweren Holzplatte manchmal ein mattes Licht hervorzudringen schien. **Trocken, büromäßig** war darauf das Schreibzeug **geordnet**, ein Merkbuch, ein größerer Stoß Schmierpapier lagen griffbereit, weiter weg der flache schwarze Koffer der Erika.[30]

Die disziplinierenden Elemente wie Routine und Ordnung sind für ein ‚Dichterleben' unerlässlich. Sie bilden den Rahmen, in dem sich der künstlerische Prozess vollzieht, denn erst innerhalb dieses Rahmens kann sich das künstlerische Chaos entfalten, ohne jedoch destruktiv auf den Autor selbst einzuwirken. Innerhalb dieses Rahmens vollzieht sich folgendes:

> Ohne Umschweife fing er an, sich mit Wörtern zu beschäftigen, die einen Zusammenhang ergeben, sich reimen sollten. Kein Warum oder Wozu. Während seine Aufmerksamkeit zunahm, stieg mehr und mehr Blut aus den unteren Partien hoch zu Sonnengeflecht und Gehirn. Die bloßen, behaarten Unterarme schoben sich leicht, dann angespannt über die Oberfläche des Holzes, die Bleistiftspitze vorn zwischen Daumen und Zeigefinger notierte wortgetreu, wenn auch unruhig, was sie diktiert bekam, bis dann die Augen, die alles überwachten, ihre Entscheidungen trafen. Sie begnügten sich weder mit einem zweiten noch dritten Blick. Wenn die Schärfe und Mehrdeutigkeit eines Bildes dennoch nicht nachließ, ja die Lust an seiner Frische vielleicht noch tiefer wurde, zog sich der Brustkorb zusammen vor atemloser Freude.[31]

Das Einwirken einer künstlerischen Muse? Eine göttliche Inspiration? Fehlanzeige. Im Roman *Dichterleben* heißt es: „Komisch, meinte jemand, dass ein Schriftsteller nicht schreiben könne, sondern um jedes Wort ringen müsse. Achim kannte damals noch nicht den Satz, daß Gelungenes durch Verwandlung aus Verfehltem entstehe; **verfehlt demnach heiße: zu früh aufgeben**."[32] Es ist einerseits ein simples Rezept, andererseits eine Haltung, die für viele Künstler nicht gilt, die zu früh aufgeben, oder aber auch auf Momente der Inspiration warten, die sich all-

[29] Piontek, Heinz (1976): *Dichterleben*. Hamburg. S. 58–59.
[30] Ebd., S. 100; Hervorhebungen: R.B.
[31] Ebd., S. 100–101.
[32] Ebd., S. 105, Hervorhebung: R.B.

© for this edition by CNS

zu oft nicht von alleine einstellen wollen. Die Folgen werden oft mit dem Begriff ‚Schaffenskrise' beschrieben. Um dem vorzubeugen weiß Piontek einen Rat, der mit einem Wort beschrieben werden könnte, nämlich: Disziplin.

> Eines allerdings war mir von vornherein klar: ich durfte es mir nicht erlauben, sozusagen auf Momente der Wohlgesonnenheit meiner Muse zu warten, mich also nach der Gunst der Stunde zu richten. Solche Zustände, die man als inspirierte bezeichnet, sind bekanntlich Ausnahmezustände. Von Anfang an saß ich meine acht Stunden täglich am Schreibtisch, gleichviel in welcher Stimmung, pedantisch von Montag bis Freitag, dazu manche Nachtstunden und großenteils das Wochenende mit Lesestoff verbringend. So entwickelte sich bei mir das notwendige Sitzfleisch – in meinen Augen eine der wichtigsten Voraussetzungen, um in diesem Beruf voranzukommen, seinen Lebensunterhalt herbeizuschaffen. Bald stellte sich die Erfahrung ein, daß es sich meist lohnte, acht Stunden mit der Füllfeder in Bereitschaft zu sitzen: Einfälle blieben nicht aus, ja, ich durfte sogar mit ihnen rechnen, denn Geduld vermochte sie offenbar zu *provozieren*.[33]

In einer weiteren Schilderung wird der Dichtungsprozess bei Reichsfelder als körperlicher Akt dargestellt[34], bei dem nicht nur der Geist, sondern eben auch der Körper selbst auf das Geschaffene reagiert. Die urteilende Instanz, die die geschaffenen Verse annimmt oder sie verstößt sind die Augen, die das „Bild" betrachten und ihr Urteil fällen. Hier zieht Piontek Parallelen zwischen der Dichtung und der Malerei: der Endeffekt eines Dichtungsprozesses muss als etwas ‚Ganzes', nicht als etwas ‚Fragmentarisches' betrachtet werden. Das Ende einer ‚Schaffenspartie' wird am Beispiel Reichsfelders folgend dargestellt:

> So konnte er fünf Stunden bei der Sache bleiben, während sich die ausgesiebten Wörter formierten, die Mundhöhle austrocknete, Zigarettenrauch die Luft verdunkelte. Acht oder zwölf gleich kurze Zeilen standen untereinander. Sie machten etwas faßbar in einfacher und klarer Form. Es hatte die Schönheit des bislang Übersehenen. Duft. Eine Aura.[35]

Wenige Zeilen darunter lässt Piontek den Erzähler sagen:

> Gleichzeitig war ihm [Achim Reichsfelder: R.B.] aufgegangen, daß Wörter mehr sein können, als Wörter bedeuten. Es wurde seine Leidenschaft, sie sich einzuprägen. Täglich stieß er auf neue. Mitunter waren sie von so erregender Beschaffenheit, daß er, wenn er sie bloß hinschreiben wollte, plötzlich abbrechen musste: mit einem Druck in der Kehle, Irrlichtern auf der Netzhaut. Andere, jahrhundertealte, standen unerhört nebeneinander, wie am ersten Tag. Das Blitzen, Zusammenzucken bei Inversionen. Unverhoffter Reimklang, durch den zwei Zeilen für immer ins Schloß fielen. Diese alles in den Schatten stellenden Dingwörter![36]

---

[33] Piontek, Heinz (Hrsg.) (1987): *Jeder Satz ein Menschengesicht. Schriftsteller über ihren Beruf*. München. S. 10.

[34] „Willig nahm es der Körper hin, daß er nicht in Betracht kam und sich tagsüber nur durch präzise Ausschläge der Hand auf kleinstem Raum Bewegung verschaffen konnte. Seine Beine, die vor nicht langer Zeit viele Werst in Tagesmärschen zurück gelegt hatten, verschränkten sich nutzlos unter dem Stuhl, bis die Zirkulation in ihnen abstarb." Piontek, Heinz (1976): *Dichterleben*. Hamburg. S. 102.

[35] Ebd., S. 101.

[36] Ebd., S. 102.

© for this edition by CNS

Das obige Zitat könnte in gewisser Weise als repräsentativ für den gesamten Roman gelten. Es sind nämlich Wörter bzw. Worte, die im Zentrum des Buches stehen, um Worte kreist die gesamte Handlung. Die Aneinanderreihung von Wörtern, der Poesieakt ermöglicht es, Dinge sichtbar zu machen. Mittels Poesie wird eine Perspektive erschaffen, die es erlaubt „das bislang Übersehene" wahrzunehmen. Und „das bislang Übersehene" ist sowohl sinnlich („Duft"), wie auch übersinnlich („Aura").

Zwar sind Erfahrungen und Erinnerungen eines jeden Dichters für sein Schaffen unentbehrlich[37], jedoch bilden sie nicht das Wesen und den Kern der Poesie. Etwas weiter heißt es:

> Jetzt war er einverstanden, bis auf den Grund einverstanden, daß Gewesenes nicht wiederkehrt. Es genügte ihm, an das Gewesene zu denken, aber er hatte auch das Gefühl, wenn er daran zu denken aufhörte, würde das, was sein Bewusstsein einmal voll getroffen und zum Aufstrahlen gebracht hatte, zwar gewesen, doch NIE VORBEI sein.[38]

Die Poesie, die sich im Inneren des Poeten regt, besitzt die Kraft des Unvergänglichen, des Unsterblichen. Maurice Blanchot formulierte es folgend:

> Rilke will allerdings nicht sagen, der Vers sei Ausdruck einer reichen Persönlichkeit, fähig zu leben und gelebt zu haben. Die Erinnerungen sind notwendig, doch um vergessen zu werden, damit in diesem Vergessen, in der Stille einer tiefen Verwandlung, zuletzt ein Wort geboren werde, das erste Wort eines Verses. Erfahrung bedeutet hier: Kontakt mit dem Sein, Erneuerung seiner selbst in diesem Kontakt – eine Prüfung, die jedoch unbestimmt bleibt.[39]

Ein weiteres bedeutendes Motiv des Romans ist dasjenige, das Dominik Jost in seiner Rezension von *Dichterleben* anspricht: „Der Konflikt »Schriftsteller und Bürger« bleibt ein ständiges Thema ad usum delphini für Proseminare, bleibt ein Problem mit Hörnern wohl noch auf lange Zeit hinaus."[40] Reichsfelder hadert ununterbrochen zwischen den beiden Polen, zwischen einem Dasein als Künstler und als Bürger. Es ist dieser Bogen, der gemacht werden muss, ein Drahtseilakt. Für den Künstler heißt es vor allem: nicht runter fallen:

> Ein Schriftsteller von der Spielart des Poeten. Gehörte er vielleicht zu diesen empfindsamen fiebernden deutschen Gestalten, denen es in jungen Jahren durch die Brust zuckt, daß ihre Papiere ein Wetterleuchten zurückwerfen, traumartig und machtlos? Wenn er die Schreibtischlampe anknipste, leuchtete sein mageres Gesicht auf der Fensterscheibe wieder. Er lachte nach innen. Hätte er anders leben können? Wie denn? […] Und doch bildete sich der Hinterwäldler ein, er könnte die Einsicht der Welt vermehren um ein Gran. Hartnäckig setzte er das gleiche Wort unter seine Gedichte, mit dem er Amen zu ihnen sagte: Reichsfelder.[41]

---

[37] „Auf seinen Wegen durch Dissingen aber wurde ihm klar, daß selbst das, was er gerade beobachtete, nur dann für ihn Bedeutung hatte, wenn er sich einmal scharf daran würde erinnern können. Nicht mit ihm fing es an, sondern mit der Zeit. Er war der Leibeigene seiner Erinnerung." Ebd., S. 107.

[38] Ebd., S. 114.

[39] Blanchot, Maurice (2012): *Der literarische Raum*. Berlin. S. 85.

[40] Jost, Dominik (1976): *Problematische Naturen*. In: Schweizer Monatshefte, Jg. 56, H. 7, S. 649.

[41] Piontek, Heinz (1976): *Dichterleben*. Hamburg. S. 108.

© for this edition by CNS

„Hätte er anders leben können?“ Reichsfelder jedenfalls glaubt es ansatzweise beziehungsweise er möchte es glauben. Als Gegenpol zur Dichtung fungiert in diesem Kontext etwa das Kino. Die Dichtung erscheint dabei als veraltetes Relikt einer sich dem Ende neigenden Zeit:

> Im Kino waren die Schriftsteller Amerikaner, die in ihren Landhäusern kraftvolle Schlucke Bourbon nahmen und nicht mehr als zwei bis drei Zeilen zu tippen brauchten, um dann von ihren Verlegern, die sie mit Vornamen ansprachen, auf die breiten Schultern geklopft zu werden. Weißt du noch, wie du davon träumtest, Filme zu machen?[42]

Im Anbetracht der letzten Frage, die Reichsfelder sich selbst stellt, scheint das Dichterdasein nur zweite Wahl gewesen zu sein. Dem ist aber nicht so. Möglicherweise wünscht sich Reichsfelder dies, in seinem Inneren weiß er aber, dass er seinem Schicksal, seinem ‚Dichterleben‘ niemals hätte entfliehen können.

An Zugängen zum Filmmilieu scheint es Reichsfelder niemals gemangelt zu haben. Er kennt berühmte Menschen aus dem Filmgeschäft, auch bekommt er von ihnen gelegentlich Angebote, sich in der Filmwelt zu behaupten:

> Unterm Stachus erkannte ihn Schlöndorff wieder, der ihn am Bart zupfte und dann, Nachtschwärmer verschwanden schon Arm in Arm in den Pissoirs, von seinem nächsten Film erzählte. Er wollte Reichsfelder unbedingt für eine Rolle haben und sagte, was ihm vorschwebe, sei nur ein Huschen quer durch den Wald mit diesem räubermäßigen Bart.[43]

Es ist aber Reichsfelder Wunschdenken. Die Beruf*ung* zur Poesie gewinnt zweifelsohne auf jeden Fall die Oberhand.

Fazit

Wie im Titel bereits angedeutet wurde, hat ein beachtlicher Teil der Leserschaft wie auch der Kritik Pionteks *Dichterleben* als einen verschlüsselten, autobiographischen Roman gelesen[44]. Vermutlich erhofften sie sich dadurch, neue Zugänge zum Leben und Denken des Autors gewinnen zu können. Hatten sie Recht?

Einerseits ist ein Roman selbstverständlich ein fiktives, literarisches Erzeugnis, ein „Phantasieprodukt“, wie Piontek in einem Brief an Arno Lubos vom 29. Dezember 1977 selbst schreibt:

> Leider gibt es selbst unter den intelligentesten Lesern immer wieder solche, die in Romanen in erster Linie Autobiographisches auffinden möchten. Ich halte das für ein nicht angemessenes Lesen von fiktiver Literatur. „Dichterleben“ ist ein Roman, also ein Phantasieprodukt. Warum

[42] Ebd., S. 105.

[43] Ebd., S. 12.

[44] Dominik Jost etwa schreibt ohne Umschweife: „Pionteks autobiographischer Roman über die gewesenen Jahre ist ein reiches, ausgreifendes, volles Buch; es ist darüber hinaus eine Sonde.“ Jost, Dominik (1976): *Problematische Naturen*. In: Schweizer Monatshefte, Jg. 56, H. 7, S. 649–650.

© for this edition by CNS

> bringt man es nicht fertig, es als solches zu würdigen? Natürlich habe ich einige meiner Erfahrungen und Probleme in das Buch eingebracht. Auch Phantasie saugt man nicht aus dem Nichts. Aber ich habe mir bewußt Mühe gegeben, einen Dichter zu schildern, der nicht wie ich ist. Der aus einem ganz anderen Landstrich stammt, eine andere familiäre Herkunft hat und später andere eigene Familienverhältnisse.[45]

Andererseits sind die deutlichen Parallelen zwischen Piontek und der Romanfigur Reichsfelder nur schwer zu übersehen.[46] Beide sind – wie früher bereits erwähnt – in demselben Alter, beide haben ähnliche Erfahrungen auf dem Gebiet der Literatur gemacht und beide sind – gescheitert:[47]

> Literatur, Schreiben ist demnach Utopie, ist vernunftwidrige Gegenwehr, ist eine weitere Form der Selbstbeschmutzung. Nichts vom hohen Pathos, wie es etwa noch aus einem Wort der Kaiserin Elisabeth über Nietzsche leuchtet, das Kristomannos überliefert hat: Einer müsse sich in den Abgrund werfen; dann schliesse sich der Schlund, und die andern könnten ungefährdet hinübergehen.[48]

Zwar bleibt das Ende des Romans offen – das Buch endet mit einem tätlichen Angriff auf Reichsfelder und mit seiner Einlieferung ins Krankenhaus (der letzte Satz des Romans lautet: „Die Ärzte glaubten, sie würden ihn durchbringen"), der Leser erfährt jedoch nicht, wie sich sein weiterer literarischer Werdegang gestalten wird. Offen bleiben die Fragen: Wird Reichsfelder es schaffen? Und: Wird die Poesie es schaffen? Piontek liefert keine Antworten auf diese Fragen. Das überlässt er den Lesern.

Literatur

Quellen

Brief von Heinz Piontek an Godehard Schramm, 11. März 1994. Bayerische Staatsbibliothek, München. Handschriftenabteilung.

---

[45] Heinz Piontek an Arno Lubos, 29. Dezember 1977. Bayerische Staatsbibliothek, München. Handschriftenabteilung.

[46] Eine der Rezensionen des Romans trägt den Titel: „Viel Lob im Dichterleben. Der Held des Buches wird häufig zum Sprachrohr des Verfassers – Eitelkeiten und Kommentare zum Literaturbetrieb". Vgl.: Wallmann, Jürgen P. (1976): *Viel Lob im Dichterleben. Der Held des Buches wird häufig zum Sprachrohr des Verfassers – Eitelkeiten und Kommentare zum Literaturbetrieb.* In: Nürnberger Nachrichten, 11. August 1976.

[47] „Um gleich die Tonart des Ganzen erklingen zu lassen, sei gesagt, dass der Roman in der Widmung ‚Dem Schneider von Ulm' zugedacht ist […]. Der Schneider von Ulm ist der Utopist, der sich gläubig in eine Wette auf Leben und Tod aufs Spiel setzt, der verliert und in tragischer Ironie so spät gerechtfertigt wird, dass ihn selber die Rechtfertigung nicht mehr erreicht." Jost, Dominik (1976): *Problematische Naturen*. In: Schweizer Monatshefte, Jg. 56, Heft 7, S. 649.

[48] Jost, Dominik (1976): *Problematische Naturen*. In: Schweizer Monatshefte, Jg. 56, H. 7, S. 649.

© for this edition by CNS

Brief von Heinz Piontek an Waldemar Zylla, 1. September 1983. Bayerische Staatsbibliothek, München. Handschriftenabteilung.
Brief von Heinz Piontek an Arno Lubos, 29. Dezember 1977. Bayerische Staatsbibliothek, München. Handschriftenabteilung.

Primärliteratur

Piontek, Heinz (1976): *Dichterleben*. Hamburg.
Piontek, Heinz (1984): *Zeit meines Lebens*, München.
Piontek, Heinz (1993): *Goethe unterwegs in Schlesien. Fast ein Roman*. Würzburg.
Piontek, Heinz (Hrsg.) (1987): *Jeder Satz ein Menschengesicht. Schriftsteller über ihren Beruf*. München.

Sekundärliteratur

Becker, Jürgen (1976): *Krisen, Sackgassen, Schweigen: ein Dichterleben*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 205, 14. September 1976, Literaturbeilage, S. 7.
Blanchot, Maurice (2012): *Der literarische Raum*. Zürich.
Günther, Joachim (1976): Rezension des Buches Dichterleben. In: Neue Deutsche Hefte, Jg. 23, H. 3, S. 595.
Hollender, Martin (2000): *Bibliographie Heinz Piontek*. Bielefeld. S. 12.
Horst, Eberhard (1976): *Glanz und Elend eines Dichters. Heinz Pionteks zweiter Roman: Dichterleben*. In: Bücherkommentare (Freiburg) 4/76, S. 5.
Jost, Dominik (1976): *Problematische Naturen*. In: Schweizer Monatshefte, Jg. 56, H. 7, S. 649.
Klessinger, Hanna (2011): *Bekenntnis zur Lyrik. Hans Egon Holthusen, Karl Krolow, Heinz Piontek und die Literaturpolitik der Zeitschrift „Merkur" in den Jahren 1947 bis 1956*. Göttingen.
Krolow, Karl (1966): *Pionteks Prosa*. In: o.A.: *Heinz Piontek. Hinweise. Erläuterungen. Proben. Daten*. Hamburg. S. 31–32.
Wallmann, Jürgen P. (1976): *Viel Lob im Dichterleben. Der Held des Buches wird häufig zum Sprachrohr des Verfassers – Eitelkeiten und Kommentare zum Literaturbetrieb*. In: Nürnberger Nachrichten, 11. August 1976.

Internetquellen

http://www.wallstein-verlag.de/9783835308749-hanna-klessinger-bekenntnis-zur-lyrik.html (Zugriff am 16.01.2018).

© for this edition by CNS